

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 M., für 1 Monat 70 Pfg. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pfg., monatl. 14 Pfg.).

Redaktion: Tauschaer Straße 19/21. Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig. Telefon: 13688. Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends (außer Sonnabenden).

Inserate kosten die gespaltene Petitzeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Plakatschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist 3.50 M. pro Tausend für die Gesamtauflage, bei Teilaufgabe 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauschaer Str. 19/21, Postgebäude. Telefon: 2721.

## Tageskalender.

Die deutsche Tageszeitung kündigt ein schärferes Vorgehen u. E. Indequists gegen das koloniale Großkapital an.

Der Aufstand in Süd-Kamerun ist anscheinend beendet.

Der Streik der nordenglischen Eisenbahner umfaßt 25 000 bis 30 000 Mann.

In Bilbao (Nordspanien) hat die Regierung Truppen gegen ausländische Bergarbeiter mobil gemacht.

In Konstantinopel wurde der oppositionelle Abgeordnete Rıza Nur verhaftet.

## Das Damenwahlrecht in England.

Leipzig, 21. Juli.

Man schreibt uns aus London: Mit der zweitägigen Debatte über die von Shackleton eingebrachte Bill ist die englische Damenwahlrechtsbewegung ihrem Ziele bedeutend näher gekommen. Zwar ist die zweite Lesung der Bill bloß mit einer Mehrheit von 200 gegen 190 angenommen worden, was gegenüber der Mehrheit von 271 gegen 92, die im Februar 1908 für die Stangerische Wahlrechtsbill abgegeben wurde, nicht sehr vorteilhaft erscheint. Auch wirkt der Umstand sehr nachteilig, daß trotz der Mahnungen ihrer Urheber von der Verweigerung der Bill an eine Kommission abgesehen wurde, was einen hohen Anspruch an die Zeit des Parlaments stellt, dem die Regierung wahrscheinlich nicht nachgeben wird, und daher die Vermutung gestattet, daß viele unter denen, die für die zweite Lesung gestimmt hatten, eben deshalb so gehandelt haben, weil sie hofften, aus der ganzen Geschichte würde nichts herauskommen. Allein die Debatte hat deutlich bewiesen, daß endlich auch eine große Anzahl der Konservativen für eine Vorlage dieser Art zu haben ist, mit andern Worten, daß der Streit nicht mehr des Prinzips, sondern hauptsächlich der konkreten Formulierung des Gesetzes wegen die verschiedenen Elemente der englischen Gesellschaft und des Parlaments scheidet. Freilich gibt es auch noch in diesem Stadium zahlreiche andre Elemente, wie Lord Cromer, Frau Humphry Ward und die machtvolle Clique um die Times, die noch immer um das Prinzip streiten. Indes, wenn solche praktische Politiker wie Balfour oder Long oder Lord Hugh Cecil für eine Bill, wie die Shackletonsche stimmen, so zeigt es, daß auch jene letzten Mohikaner allmählich verschwinden werden und die Frage sich darauf reduzieren wird, worin ihr

innerer Wesensstern immer bestand, nämlich, ob die Verleihung des Wahlrechts an die Frauen für diese oder jene gesellschaftliche Klasse vorteilhaft sein würde. Eben darin besteht das große Verdienst der Shackletonschen Vorlage, die von einem sogenannten Ausgleichskomitee ausgearbeitet wurde, daß sie durch ihre erzeaktionäre Fassung die Unterstützung der Konservativen gewonnen hat, wodurch sie das Wesentliche bloßstellte, was dem ganzen langen Streite zugrunde lag. Nicht das angebliche Prinzip der physischen oder geistigen Minderwertigkeit der Frau, das nur zum Aufpuß diene, sondern die Erwägung, daß ihre politische Gleichberechtigung auch den Kleinbürgerlichen und gar proletarischen Schichten der Gesellschaft zugute kommen würde, war es, die die Konservativen und die ihnen in der liberalen Partei verwandten Elemente bisher abhielt, die verschiedenen Frauenwahlrechtsvorlagen zu unterstützen. Sobald von dem Ausgleichskomitee eine Formulierung erfunden worden war, die, wie bei jedem Ausgleich, den Wünschen der rückständigsten Partei entsprach, erklärten sich deshalb die Konservativen mit ihr solidarisch und fanden, daß eben das Prinzip ihre Unterstützung erheische.

Gerade aber weil die jetzige Vorlage für die großkapitalistischen und überhaupt für die reicheren Klassen so vorteilhaft ist, war es jetzt für die Kleinbürgerlichen Radikalen und Radikalisierenden, wie Lloyd George und Winston Churchill, sowie auch des Premiers, Herrn Asquith, selbst, an der Zeit, die Toga des Prinzips anzuziehen, um die Vorlage zu bekämpfen. Im Falle des Herrn Churchill wissen wir aus seinem jetzt veröffentlichten Briefwechsel mit Lord Lytton, dem Vorsitzenden des Ausgleichskomitees, genau, daß er noch vor einigen Wochen mit der Vorlage vollkommen einverstanden war. Nachdem er sie aber näher studiert hatte, wurde er sich ihrer Bedeutung klar und fand, daß sie „antidemokratisch“ war. Und so griff er sie in der Debatte mit einer Heftigkeit an, die deshalb nicht minder berechtigt und zutreffend war, weil sie subjektiv eine pure Feindschaft war. Er zeigte, wie auf Grund ihrer Vorschriften, die die einfachen Zimmermieter ausschließen und das Wahlrecht nur selbständigen Haushaltern oder Mietern von nichtmöglichten Zimmern im Werte von 200 M. pro Jahr verleihen, ein reicher Mann es zustande bringen könne, seine Frau und alle seine Töchter für das Wahlrecht zu qualifizieren und dadurch sich ein bequemes Pluralvotum zu verschaffen. Er zeigte ferner, wie das Wahlrecht von einer Dirne ausgeübt werden könne, um dann, wenn sie heiraten und ein „anständiges“ bürgerliches Leben anfangen sollte, ihr entzogen zu werden. Ebenso verurteilte Asquith die Bill, der in ihr „die Karikatur einer demokratischen Maßnahme“ erblickte und ihren Urheber zum Vorwurf machte, daß sie nicht erwogen hätten, wie sehr die Verleihung des Wahlrechts an die reicheren Frauen seine weitere Ent-

wicklung hemmen würde. Auch Lloyd George sprach in diesem Sinne, und mancher andre, der sonst für die Gleichberechtigung der Frauen sich immer ins Zeug legte. Es war ein reines Gaukelspiel, aber ebenso wie in einem Gaukelspiel bekam man manch wahres Wort zu hören.

Wie aber verhielten sich die Urheber und Befürworter der Bill, besonders die Arbeiterpartei? Es war schon an und für sich ein jämmerliches Schauspiel, daß sie aus dem Munde eines Asquith oder Churchill eine Lektion über Demokratie anzuhören gezwungen waren. Wahrscheinlich kam es noch nie in einem Parlament der Welt vor, daß die Vertreter der Arbeiterklasse auf diese Weise von denen der Bourgeoisie ob ihres Abtrünnigwerdens von demokratischen Prinzipien gegeißelt wurden. Die Rede Snowdens aber, die das Schlußwort der gesamten Debatte war, gestaltete sich zu einer wahren Katastrophe sowohl für den Redner, wie auch für die ganze Arbeiterpartei. Snowden nämlich gehört zum linken Flügel der Arbeiterpartei und gilt als einer der schärfsten Köpfe und besten Agitatoren und Redner der Independent Labour Party. Ihm wurde vom gesamten Hause die Ehre, die Debatte zu schließen, überlassen, da die Bill eigentlich von ihm eingebracht werden sollte und er als ihr leidenschaftlichster Anwalt galt. Was hatte er nun auf die Angriffe der Gegner zu antworten? Er unterstützte die Bill, erklärte er, „aus den besten aller Gründe, nämlich, weil sie die einzige Bill sei, die alle Strömungen der öffentlichen Meinung für das Prinzip des Frauenwahlrechts zu gewinnen vermochte“. Er unterstützte sie ferner, weil „sie ein Versuch ist, der den wenigsten Schaden anrichten kann“. „Theoretisch“, so setzte er seine politische Philosophie fort, „theoretisch glaube er als Demokrat an das allgemeine Wahlrecht für alle Erwachsenen, genau so wie er an den Sozialismus glaube, aber er werde Maßnahmen nicht zurückweisen, die seine Prinzipien teilweise verkörpern. Das möge vielleicht Konservatismus sein, aber er sei der Meinung, daß man sich in solchen Dingen langsam und systematisch bewegen müsse. Er sei überzeugt, daß bei jeder Reform die Meinung des Volkes gewonnen werden müsse und es könne keine dauernde Reform geben, die nicht die öffentliche Meinung hinter sich hat. Er werde daher nicht einmal versuchen, die Frage der Erteilung des Wahlrechts an alle 11 Millionen erwachsene Frauen mit einem Male aufzurollen“. Snowden überging es dann, zu „beweisen“, daß selbst in London nicht weniger als 94 Prozent der Mieterinnen zur Arbeiterklasse gehören, und was die übrigen 6 Prozent betrifft, so stimme er mit jenen nicht überein, die behaupten, die Sympathie mit der Arbeiterklasse und das Streben, ihre Lage zu verbessern, sei nur in der Arbeiterklasse im gewöhnlichen Sinne des Wortes zu finden“. Diese Worte wurden namentlich von den konservativen Deputierten häufig mit Hört! Hört! begrüßt, während man sie auf den

## Arbeiter Leipzigs! Sorgt für starkbesuchte Versammlungen am Freitag.

### Seuilleton.

### Das Haus Michael Fenn.

Ein Tiroler Roman von Rudolf Greinz.

[1] Nachdruck verboten. Sogleich duckten sich die Kinder ängstlich zusammen. Die Mutter, wenn sie einen „Grant“ hatte, war unheimlich. Das wußten sie. So lieb und nachsichtig sie sonst mit den Kindern war. So sehr sie dieselben auf jede Weise verhätschelte und verwöhnte, daß sie zu den schlimmsten und ausgelassensten Rangen der Stadt zählten. „Na!“ gab der Anderle kleinlaut zur Antwort. „Soll i schaug'n ghah'n?“ fragte das Mariele schüchtern. „Du bleibst, wo du bist und rührst di nit von der Stell'! Sonst lernst mi kennen!“ schrie die Kaffeinerin. Je länger es dauerte, bis die Lina kam, desto aufgeregter und wütender wurde das Weib. Als Valentin Kaffeiner müde und abgebeht vom Amt nach Hause kam und sich schüchtern und teilnehmend nach der Ursache ihrer Erregung erkundigte, fuhr sie ihn fauchend an: „Du halt' die Gosh'n! Di geht's überhaupt's niz an! Marschier' di aufi beim Loch!“ Drohend griff sie nach der Feuerzange, um ihm dieselbe nachzuwerfen. Mit einem Seufzer entfernte sich der Mann und schloß eiligst die Tür hinter sich. So war sie immer mit ihm. Von Jahr zu Jahr wurde es schlimmer. Ob er nicht doch einen dummen Streich gemacht hatte damals, als er die Kathl heiratete? — Nur sehr selten dämmerte diese Frage in ihm auf. Für gewöhnlich suchte er alles zusammen beim Wein zu vergessen,

Valentin Kaffeiner trug nun schon seit Jahren eine rötlich schimmernde Kolbennase in dem gutmütig dummen Gesicht. Seit er eingesehen hatte, daß es mit der Kathl doch kein friedliches Auskommen war, hatte er sich sterblich in den süßigen Tiroler Rotwein verliebt, der so leicht und angenehm durch die Gurgel rann. Ebenso heftig hatte er sich drein verliebt, wie seinerzeit in die dunkeln Augen der Kathl vom „Bären“. Als die Lina spät am Abend nach Hause kam, erwartete sie ein schönes Donnerwetter. „Wo bist g'wesen?“ fragte die Mutter und stellte sich drohend und breitspurig vor die Tochter hin. Erstaunt schaute die Lina auf die Mutter. Diesen Ton war sie von ihr nicht gewohnt. Wenn die Mutter mit ihr sprach, so war es stets in einem Lieben, fast untertänigen Ton. Die andern freilich, den Vater und die Geschwister, herrschte sie an und schimpfte mit ihnen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Aber sie, die Lina würde sich eine derartige Behandlung eben nie bieten lassen! Auch jetzt nicht! Justament nicht! Trotzig warf sie den hübschen Kopf zurück und schaute die Mutter herausfordernd an. „Das geht dich niz an!“ sagte sie eigensinnig. „So, das geht mi niz an, wann mei' Madl mit dem Senn Franz ummerschlamp't!“ kreischte das Weib. „Dös soll i mir g'fallen lassen, daß die Leut' mit Fingern auf di zeigen! Dös gibt's nit! Verstanden! Eahnder der-schlag' i di! Du Quader, du drecket's, du aus'schamt's du!“ Nun folgte eine wahre Flut von Schmähsprüchen und Beschimpfungen. Die Kaffeinerin war völlig sinnlos vor Wut. Lina war ganz blaß geworden. So hatte sie die Mutter noch nie gesehen. Vor Aufregung brachte sie kein Wort als Entgegnung heraus. Und das war gut so. Denn als die Kaffeinerin sich nach Herzenslust ausgetollt

hatte, war auch der ganze Zorn mit einemmal wie ver-raucht. Freundlich und im schönsten Frieden fing sie nun die Angelegenheit mit der Tochter zu besprechen an. Es war schon tiefe Nacht. Der Vater Kaffeiner hatte sich, wie alle Tage, heimlich von Hause fortgeschlichen und war ins Wirtshaus gegangen, um sich dort die nötige Bettstuhwe zu holen. Die Kinder schliefen schon lange ruhig in ihren Betten. Mutter und Tochter aber saßen in der spärlich erleuchteten Küche beim Herd und berat-schlagten. Sie waren inzwischen wieder ein Herz und eine Seele geworden. „Dös kann nit a so weitergeh'n!“ sagte die Kaffeine-rin in nachdenklichem Ton. „Du mußt dö G'schicht' zu an End' bringen. Es wär' a gute Partie!“ Frau Katharina Kaffeiner wuschte mechanisch mit einem Fegen über die Herdplatte rieb und scheuerte sie. Lina schaute ihr zu. Lässig sah sie auf einem Küchen-stoderkel, das Rinn in die Hand gestützt, das lede Stumpf-näschen verächtlich in die Höhe gezogen. Um den auf-fallend kleinen Mund bildeten sich zwei trohige Falten, die den Reiz ihres Gesichts nur noch erhöhten. „Du hast leicht reden, Mutter!“ grollte sie. „Der Franz ist nit so leicht dran-zukrieg'n! Man kennt sich nit recht aus mit ihm. Es ist ein hartes Stück Arbeit. A paar-mal hab' i schon g'meint, jezt und jezt erklärt er sich. Und es war immer niz!“ „Du wirst's halt nit g'schiet g'nug ang'fangen hab'n!“ sagte die Mutter vorwurfsvoll. „Meine Schuld ist's nit!“ Das Mäd-el zuckte die Achseln. „I weiß schon, was ihn hindert, mir an Antrag a'machen!“ Gespannt, mit einem lauernden Blick, schaute die Kaffeinerin auf. „Ist's die Agnes, die ihm no im Schädel steckt?“